

Vielen Dank, liebe Ursula Sladek, für die tolle Laudatio.

Solche herzlichen und anerkennenden Worte tun gut.

Sie bestärken mich, meine wissenschaftliche Arbeit fortzusetzen und weiter öffentlich zu vertreten – auch in Zeiten von Hass und Hetze

Es gibt mir Mut und Kraft, auf Menschen zu treffen wie Sie hier heute in diesem Saal: lieber Berthold Lange, liebe Franziska Brantner, liebe Roda Verheyen, lieber Wolfgang Köck, lieber Koen Hertoge, lieber Carsten Brühl und (nochmal) liebe Ursula Sladek. Sie sind (in derselben Reihenfolge) Lehrer und Wirtschaftspolitikerin, Rechtsanwältin und Rechtswissenschaftler, NGO-Aktivist, Ökotoxikologe und Energieunternehmerin. Und ich bin Energieökonomin.

Der Reigen könnte unterschiedlicher kaum sein.

Aber wir alle hier ziehen am selben Strang. Uns verbindet nicht nur die heutige Preisverleihung.

Aber sie macht sichtbar, was uns verbindet: nämlich – so ist es im Stiftungszweck festgeschrieben – unser politisch-ethisches Engagement zugunsten von Frieden, Menschenrechten, Umwelt- und Gemeingüterschutz, Rechtsstaatlichkeit und unabhängiger Aufklärung in Wissenschaft und Medien.

Anders gesagt: Wir alle versuchen, mit unserer Arbeit – jeder und jede auf eigene Weise – die Welt zu einer besseren zu machen.

Deswegen ist es mir eine große Ehre und Freude, mit Ihnen heute hier gemeinsam auf der Bühne zu stehen.

Die Auszeichnung mit dem Kant-Allmende-Preis ist – ich denke, ich spreche für uns alle – Rückenwind in einer Zeit voller Gegenwind.

So viel Widerstand gegen Umweltschutz, Klimaschutz und notwendige Energiewende, gegen Rechtsstaatlichkeit, Pressefreiheit und Demokratie war lange nicht.

In den letzten zwanzig Jahren habe ich allerhand Variationen von Verzerrung, Verwässerung und Verhinderung von längst überfälligen Reformen erlebt.

Die Schockwellen, die ich in meinem jungsten Buch beschreibe, haben sich zu einem Tsunami aufgetürmt, der mit größter Brutalität Kurzsichtigkeit, Unvernunft und dreisten Egoismus über Welt und Gesellschaft ergießt.

Manchen wird angst und bange in dieser Zeit.

Bei der Vorbereitung auf diese kleine Dankesrede durfte ich lernen, dass Immanuel Kant, der angeblich verknöcherte einsame Philosoph aus Ostpreußen, aus tiefster Seele ein Optimist war, der sich in seiner nüchternen Analyse durch nichts in der Welt aus der Ruhe bringen ließ.

Im November 1784 veröffentlichte er den kleinen Aufsatz: „[Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht](#)“, der Sie, lieber Herr Lange, offenbar zur Gründung Ihrer Stiftung anmierte.

Deutschland und Europa befanden sich am Vorabend gewaltiger Umbrüche.

Die intellektuelle Blase des späten 18. Jahrhunderts hinterfragte die absolute Macht von Königen und Kirche. Schillers Drama „Die

Räuber“, zwei Jahre zuvor im Nationaltheater Mannheim uraufgeführt, wurde wegen seiner angeblich skandalösen Kritik am Feudal-system aufgeregt diskutiert.

Anfang 1784 begann in Augsburg ein Aufstand der Weber, die sich durch die Konkurrenz von ausländischen Billiganbietern bedroht sahen. Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg hatte erst wenige Monate zuvor mit dem Frieden von Paris sein Ende gefunden; Connecticut und Rhode Island verabschiedeten umgehend Gesetze zur Beendigung der Sklaverei. Fünf Jahre später kam es zum Sturm auf die Bastille. Revolution in Frankreich.

Und in dieser konfliktreichen Atmosphäre mit globalen Verwerfungen erklärt der 60-jährige Philosoph aus dem hinterwäldlerischen Königsberg in aller Ruhe und Gelassenheit, dass die Menschheit auf einem guten Wege sei. Kurzfristig möge es zu diesem oder jenem Rückschlag kommen, aber im langen Lauf der Geschichte bliebe immer „ein Keim der Aufklärung“, der durch jede Revolution mehr entwickelt werde und eine folgende, höhere Stufe der Verbesserung vorbereite. In ferner Zukunft, so tröstete er, könne die Menschengattung ihre Bestimmung hier auf Erden erfüllen.

Er prophezeite, dass über die Zeit eine Staatsverfassung entstünde, die dereinst Gesetz aller Menschen werde, aller Weltenbürger... – ... innen.

Kant dachte damals nicht an Frauen. Aber wir tun es heute.

Seine nüchterne Analysen und seine daraus abgeleiteten Ideale wurden nämlich zur Grundlage politischer Debatten – und irgendwann politische Wirklichkeit. 150 Jahre nach Erscheinen seines Aufsatzes wurde mit der Charta der Vereinten Nationen der UN-Gründungsvertrag unterzeichnet.

Heute gibt es ein weltumspannendes Völkerrecht.

Heute gibt es dafür notwendige Institutionen, auch wenn vielleicht noch nicht in ausreichendem Maße.

Heute dürfen alle Menschen mitdenken, mitreden und mitwirken, auch Frauen.

So kam es, dass eine Frau im Jahr 2009 mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde.

Es war die Wirtschaftswissenschaftlerin Elinor Ostrom, die zehn Jahre zuvor, 1999, einen jahrhundertealten Mythos widerlegt hatte.

Den Mythos von der „Tragödie der Allmende“. Dieser Mythos war in der Volkswirtschaft, meiner Heimatdisziplin, seit Mitte des 19. Jahrhunderts ein unumstößliches Gesetz.

Es besagte, dass jeder Mensch sich egoistisch verhalte, wenn er eine öffentlich zugängliche Ressource nutzen könne – ohne Rücksicht auf die Folgen. Es war quasi Naturgesetz, dass im Spannungsverhältnis zwischen individuellen Interessen und Gemeinwohl am Ende die Ressource zerstört wird, wenn sie nicht durch klare Eigentumsrechte geschützt wird:

Meere werden überfischt, giftige Gase in die Luft geblasen, Abwasser in Flüsse und Bäche geleitet und Wald ungebremst in Weideland verwandelt.

Elinor Ostrom aber hatte für ihr Hauptwerk „Die Verfassung der Allmende: Jenseits von Markt und Staat“ auf der ganzen Welt konkrete Gemeinschaften und ihren Umgang mit gemeinsamen Ressourcen untersucht. Und siehe da: Sie identifizierte zahlreiche erfolgreiche Beispiele für die nachhaltige Bewirtschaftung gemeinschaftlicher Ressourcen. Das vermeintliche Naturgesetz war gar keins.

Dank Ostrom wissen wir heute: Gemeinschaftliche Ressourcen können erfolgreich und nachhaltig bewirtschaftet werden, wenn bestimmte Prinzipien berücksichtigt werden. Erforderlich sind zum Beispiel klare Regeln zur Nutzung der Ressource. Die betroffenen Nutzer:innen müssen in die Entscheidungsprozesse eingebunden werden. Es braucht Mechanismen zur Überwachung und Sanktionierung von Regelverstößen sowie die Möglichkeit zur Anpassung der Regeln im Laufe der Zeit.

Anders als Kant, der fest davon ausging, dass die „in unserem Weltteil“ entwickelten Rechtssysteme eines Tages weltumspannend Anwendung fänden, betont Ostrom – 200 Jahre Kolonialismus später und am Ende eines totalitären 20. Jahrhunderts – die Bedeutung lokaler Lösungen und bottom-up-Ansätze im nachhaltigen Umgang mit Allmenden.

Sie argumentierte, dass die Menschen vor Ort oft ein besseres Verständnis für die spezifischen Bedingungen und Herausforderungen ihrer gemeinschaftlichen Ressourcen haben und daher am besten in der Lage sind, geeignete Regelungen zu entwickeln und

umzusetzen. Richtig angepackt brächte man gleichzeitig die sozialen Beziehungen wie auch die Allmende selbst zum Erblühen.

Kant im Jenseits dürfte zufrieden genickt haben. Immerhin bestätigte Ostroms Forschung seine Vorstellung davon, dass der „gemeinschaftliche Besitz der Oberfläche der Erde“ eine rechtliche Regelung braucht – und dass es sie eines Tages geben werde, weil wir Menschen sie vernünftigerweise denken können und sie deswegen eines Tages schaffen werden.

Kant hatte in seinem Buch „Zum ewigen Frieden“ bereits einen Allmende-Gedanken formuliert, der noch heute geradezu unerhört modern, ja, futuristisch erscheint.

Die von Kant erwähnte „Oberfläche der Erde“, die wir gemeinschaftlich besitzen, erweitern wir heute gedanklich sofort um die sie umgebende Atmosphäre. Dank moderner Raumfahrt haben wir einen geschulten, gewissermaßen außerirdischen Blick auf unseren Planeten. Wir haben mit eigenen Augen gesehen: Die Erde ist die Heimat der Menschheit. Die Biosphäre ist die Heimat aller Lebewesen.



Die Länder und Grenzen darauf sind bloß menschengemachte fehlerhafte Konstrukte, nichts von Dauer. Der Planet dagegen ist uns allen gemein – und ihn gilt es gemeinsam zu nutzen und zu erhalten.

Auf dieser Kugelfläche, so schrieb Kant, könnten sich die Menschen nicht ins Unendliche zerstreuen, sondern müssten sich „endlich doch nebeneinander dulden“.

Naja. Das mit dem wechselseitigen Dulden klappt leider immer noch nicht so richtig gut.

Und angesichts der sich immer stärker zuspitzenden Klima- und Biodiversitätskrise schwindet so Manchem der Glaube an die menschliche Vernunft und an die gemeinschaftlich entwickelten Regeln zur Nutzung der Allmende Erde. In den aktuellen geopolitischen Krisen und in den weltweiten Kriegen um Ressourcen scheint die Menschheit vom „Keim der Aufklärung“ weiter entfernt denn je.

Trotzdem blicke ich persönlich – ganz im Geiste des Königsberger Philosophen – optimistisch in die Zukunft.

Wir haben in den Vereinten Nationen 17 Sustainable Development Goals gemeinsam entwickelt und national ratifiziert. Wir haben den Klimavertrag von Paris geschlossen. Es gibt den europäischen Green Deal, in den USA den Inflation Reduction Act.

Es gibt – trotz all der Rückschläge, die wir erleben – viele sichtbare Zeichen dafür, dass Vernunft und Rechtsstaat Hand in Hand die Menschheit zum gemeinsamen Wohlstand und globalen Frieden führen.

Wir haben in Europa und in vielen Ländern ein Preisschild an die klimaschädlichen Emissionen gehängt, damit die Menschen darauf achten, sparsamer damit umzugehen. Wir haben weltweite Demonstrationen und Initiativen für mehr Klima- und Umweltschutz.

Wir haben rund um den Globus Menschen, die gegen ihre Regierungen oder gegen große Unternehmen vor Gericht ziehen, um den Erhalt ihrer Lebensgrundlage juristisch durchzusetzen. Wir haben Tausende von Wissenschaftler:innen, die sich als Scientists for Future lautstark bemerkbar machen und der Propaganda profitgieriger Egoisten die wissenschaftliche Wahrheit entgegenhalten.

Wir haben unzählige Menschen, die in Bürgerenergie-Projekten an unterschiedlichsten Orten unter Beweis stellen, dass die Energiewende technisch möglich, dass sie finanzierbar und dass sie günstiger ist als die blinde Fortschreibung des fossilen Wahnsinns.

Immer mehr Weltbürger:innen wissen, wie es funktioniert, die globale Allmende so zu nutzen, dass unser Planeten nicht zerstört wird, sondern blüht und gedeiht – und mit ihm die sozialen Gemeinschaften.

Der Geist der Aufklärung lebt.

„Jeder ist für seinen Teil an der Verwirklichung des Sittlichen in der Welt berufen.“ So hat es Kant formuliert. Das gilt auch heute, wenn wir in Deutschland unseren Anteil, die angeblich „nur“ 2%“ der globalen Emissionen auf Null reduzieren wollen. Das ist unser Teil an der Verwirklichung des Sittlichen in der Welt.

Klar könnte man jetzt pessimistisch einwenden: 1794 in Königsberg war es leicht, gelassen zu bleiben. Damals drängte keine Klimakatastrophe zu Tempo, keine Kippunkte erforderten unmittelbares Handeln.

Aber als Optimistin entgegne ich: Der Druck mag höher sein, aber dafür sind heute die kommunikativen, die rechtsstaatlichen und die intellektuellen Institutionen deutlich weiter ausgereift und wir alle untereinander besser vernetzt.

Drei Schritte vor, zwei zurück. Die Tanzschritte des Fortschritts mögen dieselben sein. Das Tempo der Choreographie aber hat sich rasant beschleunigt, und die Anzahl der Tanzenden hat sich vervielfacht.

Aber vor allem denken wir heute nicht mehr an die *eine* Lösung „in diesem Welttheil“, die wir dann in der restlichen Welt ausbreiten, wie Kant es noch dachte, weil er es nicht anders kannte. Wir denken heute ganz im Sinne von Ostrom an viele Lösungen, die wir kreuz und quer regional und bottom-up entwickeln und von dort in alle Himmelsrichtungen verbreiten – und zwar in Quantensprüngen und unbeirrt zuversichtlich. So wie wir es hier und heute eindrucksvoll seinen.

Vielleicht sind wir noch nicht am Ziel, um die von Kant formulierte Vision zu erfüllen, dass die in den Menschen angelegten Möglichkeiten zur höchsten Entfaltung gebracht sind.

Aber wir sind auf dem richtigen Weg.

Gemeinsam. Wir alle. Jeder und jede von uns auf eigene Weise.

Und dafür bin ich zutiefst dankbar.

Vielen Dank nochmals an alle!

Herzlichen Dank für die Auszeichnung!